

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 4 (2006)

Artikel: Bibliotheken - Zukunfts- und Vergangenheitsmaschinen
Autor: Matt, Peter von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BIBLIOTHEKEN – ZUKUNFTS- UND VERGANGENHEITSMASCHINEN

Peter von Matt

Eine Bibliothek ist mehr als die Summe ihrer Bücher. Das sagt sich leicht. Doch worin genau besteht dieser Mehrwert? Ist es der sentimentale Überschuss, der sich in der Erinnerung der Benützer herstellt? Gerade weil der Gebrauch einer Bibliothek so sachlich und zielgerichtet ist, kann das eigentümliche Gemisch von optischen, akustischen, taktilen und olfaktorischen Impulsen, das zu ihren Räumen gehört, alles dort Gelesene und Gelernte in unserer Erinnerung überdauern. Gibt es ein dröhnenderes Schweigen als in einem akademischen Lesesaal? Und wo erfährt man wie hier, dass der Mensch auch bei grösster Selbstbeherrschung immer noch ein hörbares Wesen bleibt? Die unverwechselbare Atmosphäre jeder Bibliothek hängt nicht mit zuletzt jener geschärften Wahrnehmung zusammen, die sich überall einstellt, wo das Hervorbringen sinnlich wahrnehmbarer Impulse nicht gestattet ist.

Dass eine Bibliothek mehr ist als die Summe ihrer Bücher, wäre also durchaus schon aus der Tatsache herzuleiten, dass man die Lesesäle seiner Studienjahre so wenig vergessen kann wie die Christbäume seiner Kindheit. Aus einer streng wissenschaftlichen Perspektive dürfte das belanglos sein, es ist indessen ein Indiz für die vielen Schichten von Bedeutung, die der Institution Bibliothek zukommen. Es ist nicht Irrationalismus, wenn man der Bibliothek ganz grundsätzlich eine auratische Hülle zuschreibt. Diese formt sich von Fall zu Fall anders aus und verleiht der einzelnen Einrichtung das einmalige Gesicht.

Mit der Entwicklung eines bildungsbewussten Bürgertums entstanden neben den grossen Bibliotheken der Fürsten, Klöster und Universitäten die privaten Bibliotheken einzelner Männer und Frauen. Und in der bürgerlichen Literatur, in ihren Romanen und Erzählungen, ergab sich daraus ein interessantes kleines Motiv, das einmal eine gründlichere Untersuchung verdienen würde. Ich meine die Charakterisierung einer Romanfigur durch die



Frontispiz von R. P. Oliverii Legipontii, Coenobitae Benedictini,
Dissertationes Philologico-Bibliographicae, ...,
Nürnberg 1746

Beschreibung und Betrachtung ihrer gesammelten Bücher. Das verläuft meistens so, dass sich jemand in Abwesenheit der betreffenden Person auf diese Weise ein Bild von ihr macht. Es ist eine eigentümliche Art, sich dem innern Leben eines andern Menschen zu nähern. Im Alltag sind solche Beobachtungen meist von begrenztem Aussagewert. Bücher können ja aus sehr unterschiedlichen, auch zufälligen Gründen ins Gestell geraten, und aus jedem Titel auf das Seelenleben seines Besitzers zu schliessen, wäre mehr als fahrlässig. Das literarische Werk aber ist ein System, in dem es keinen Zufall gibt. Wenn in einem Roman ein anderer Roman auf dem Bücherbrett des Helden steht, hat das seine Notwendigkeit und seinen Sinn. Der Erzähler teilt mir damit etwas mit über die Figur, vielleicht auch über sich selbst und sein Werk. Diese Mitteilung zu eruieren, kann eine exquisite hermeneutische Aufgabe darstellen. Ein glänzendes Beispiel findet sich bei Max Frisch, im Roman *Stiller*, an dessen erstes Erscheinen vor 50 Jahren kürzlich vielfach erinnert wurde, unter anderem mit einer schönen Ausstellung hier in der ETH.

Der Bildhauer Stiller hat sich aus der Schweiz und aus seiner schwierigen Ehe nach Amerika abgesetzt. Nach sechs Jahren kehrt er zurück, erklärt aber, er sei nicht jener Stiller, als den ihn alle sogleich wieder erkennen. Er sitzt wegen einer Bagatelle im Gefängnis, und die Gerichte müssen seine Identität abklären. Dazu gehört auch ein offizieller Augenschein im ehemaligen Atelier des Bildhauers. Dort steht noch dessen kleine Bibliothek. Der erzählerische Witz liegt nun darin, dass Stiller selbst den Besuch im Atelier schildert, aber als der Mann der nicht Stiller sei; dass er also seine eigene Bibliothek als die eines andern beschreibt. Dabei prüft er, ob sich die Person jenes Mannes, der er selbst ist, aber nicht sein will, aus der Summe seiner Bücher ablesen lasse.

“Eine Bibliothek kann man es wohl nicht nennen, was der Verschollene hinterlassen hat; neben einem Platon-Bändchen und ein bisschen Hegel stehen Namen, die heute schon kein Antiquar mehr kennt, Brecht steht neben Hamsun, dann Gorki, Nietzsche, sehr viel Reclam-Bändchen auch mit Operntexten, Graf Keyserling steht auch noch da, allerdings mit dem schwarzen Stempel einer öffentlichen Bibliothek, dann allerlei Kunstbücher, vor allem moderne, eine Anthologie schweizerischer Lyrik, Mein Kampf steht neben André Gide, auf der andern Seite gestützt von einem Weissbuch über den Spanischen Bürgerkrieg, allenthalben Inselbändchen, eigentlich keine einzige Gesamtausgabe, Vereinzelt wie Westöstlicher Diwan und Faust und Gespräche mit Eckermann, Don Quixote de la Mancha, Zauber-

berg als das einzige von Thomas Mann, Ilias, Göttliche Komödie, Erich Kästner, Mozarts Reise nach Prag, auch die Gedichte von Mörike, Till Ulenspiegel, dann wieder Marcel Proust, aber auch nicht die ganze Recherche, Huttens letzte Tage, von Gottfried Keller nur die Tagebücher und Briefe, ein Buch von C. G. Jung, die Schwarze Spinne, etwas von Arp und plötzlich das Traumspiel von Strindberg, etwas früher Hesse auch, Tschchow, Pirandello, alles in deutscher Übersetzung, von Lawrence die kleine Novelle aus Mexiko: Die Frau, die davonritt; ziemlich viel von einem Schweizer namens Albin Zollinger, von Dostojewski lediglich die Aufzeichnungen aus einem Totenhaus, die ersten Gedichte von Garcia Lorca auf Spanisch, kleine Prosa von Claudel und Das Kapital, letzteres von Hölderlin gestützt, ein paar Kriminal-Romane, Lichtenberg, Tagore, Ringelnatz, Schopenhauer ebenfalls mit dem schwarzen Stempel einer öffentlichen Bibliothek, Hemingway (Stierkampf-Buch) steht neben Trakl, dann Garben von mürben Zeitschriften, ein spanisch-deutsches Wörterbuch mit sehr vergriffenem Einband, das Kommunistische Manifest, ein Buch über Gandhi und so weiter!”

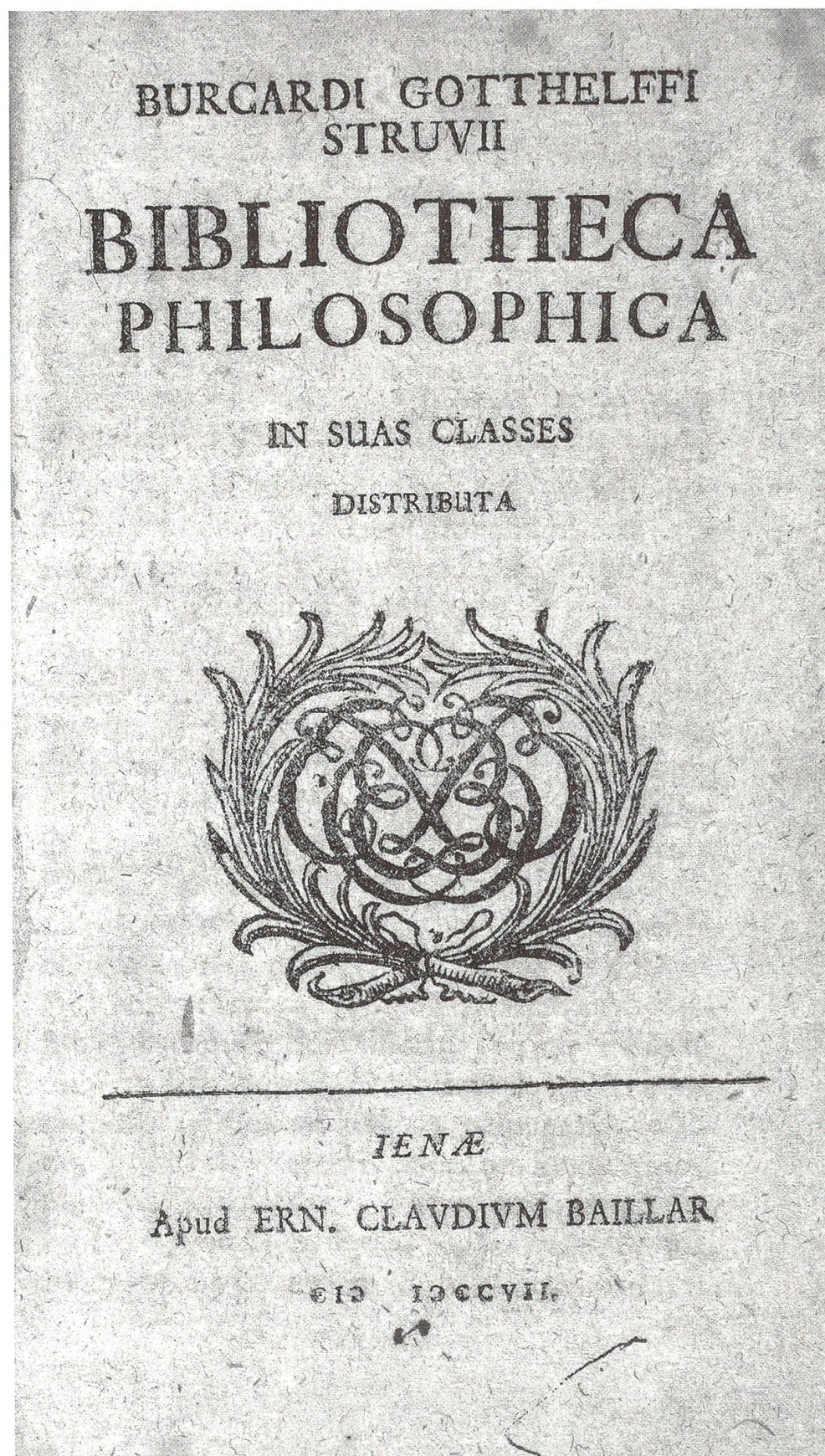
Das alles ist grammatisch ein einziger Satz. Die syntaktische Struktur betont also eine Einheit, die dem disparaten Inhalt widerspricht. Der gleich anschliessende Satz insistiert auf der Unmöglichkeit, ein solches Sammelsurium physiognomisch zu deuten: “Jedenfalls dürfte es schwerfallen, daraus einen geistigen Steckbrief zu machen, zumal niemand weiss, was der Verschollene hiervon gelesen, was von dem Gelesenen er verstanden oder einfach nicht verstanden oder auf eine für ihn fruchtbare Weise missverstanden hat ...”

Wir stehen also vor dem Paradox, dass über eine Seite hin etwas aufgelistet wird, was anschliessend als sinnlos gelten soll. Gegen die Meinung der Romanfigur beginnen wir daher, über die kleine Bibliothek nachzudenken, und entdecken bald, dass das Disparate System hat. Eine merkwürdige Spannung herrscht da zwischen klassischen Werken und der experimentellen Moderne einerseits, zwischen Literatur und Politik andererseits und innerhalb des Politischen wieder zwischen radikal linken und radikal rechten Zeugnissen. Wie kalkuliert das scheinbar Zufällige ist, zeigt sich auch an den ironischen Untertönen, etwa wenn Karl Marx “von Hölderlin gestützt” wird oder Hitlers “Mein Kampf” neben einem Weissbuch über den Spanischen Bürgerkrieg steht. Auch verrät sich der Erzähler, wenn er mitten in seiner Auf-

zählung sagt: “und plötzlich das Traumspiel von Strindberg”. Dieses “und plötzlich” ist völlig sinnlos, ausser es setzt den Akzent auf etwas unerwartet Wichtiges. Und wichtig ist es denn auch; Strindberg war ein Modell für Frischs eigenen Durchbruch in die Moderne. Einen ähnlichen Signalcharakter hat die Erwähnung von Albin Zollinger, aber auch von D. H. Lawrences Novelle: “The Woman Who Rode Away”, der Geschichte einer weiblichen Stiller-Figur – eine Vorläufer-Erzählung zum Roman. Stillers Bibliothek entzieht sich also genau wie Stiller selbst den landläufigen Methoden einer Identitätsbestimmung und ermöglicht diese doch wieder bei einem subtileren Vorgehen. Das Unzentrierte seiner Existenz, seine hilflose Radikalität – für ein scharfes Leserauge wird hier alles sichtbar.

Ein entsprechendes Beispiel aus dem vormodernen Erzählen finden wir in der Rahmengeschichte von Gottfried Kellers Novellensammlung “Das Sinngedicht”, im sechsten Kapitel, wo der spätere Liebhaber der schönen Lucie deren Büchersammlung studiert. Das müsste hier umständlich erläutert werden; es fehlt dazu die Zeit; der Hinweis soll genügen. Ich wollte ja ohnehin nur die Komplexität veranschaulichen, welche die Aura einer Bibliothek noch in der kleinsten und privatesten Gestalt gewinnen kann. Sie nähert sich dann der Aura einer lebendigen Person, und damit dürfte es zusammenhängen, dass Bibliotheken oft selber Namen tragen wie Personen und von Personen: die Bodleyana, die Laurenziana, die Bodmeriana... Die Gründer bleiben in dieser Namengebung anwesend. Eines der erlauchtsten Beispiele aus dem deutschen Sprachraum ist die Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, eines der jüngsten Beispiele im Umkreis der ETH ist die Bibliothek Werner Oechslin.

Auch diese Namengebung ist nur eine scheinbare Nebensächlichkeit. Sie hat bedeutende Hintergründe. In der Taufe nach dem Stifter spiegelt sich nämlich eines der wichtigsten und ältesten Phänomene der Bibliotheksgeschichte überhaupt: die Öffnung privater Sammlungen für das breite Lesepublikum. Dieser Akt, der seit der Antike bekannt ist, schlägt die Brücke von der Liebhaberei passionierter Bücherfreunde zur wissenschaftlichen Institution. Alle Kultur lebt aus der Spannung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Von den kleinen Sammlungen, eben etwa den verstaubten Bücherbrettern des Bildhauers Stiller, führt ein einziger imaginärer Weg bis hin zu den schweigenden Gängen und leise knisternden Lesesälen der weltbekannten Bibliotheken, aus denen sich die Wissenschaften nähren. Und wenn eines Tages der gesamte Bestand dieser Bibliotheken für jedermann über das Internet zugänglich sein sollte, ist dieser Weg damit nicht etwa



Burkhard Gotthelf Struve,
Bibliotheca Philosophica, Jena 1707

abgebrochen, sondern nur um ein aufregendes Stück verlängert. Werner Oechslin, falls er hier ist, wird uns vielleicht erzählen, welche vier, fünf Bücher einst als sein erster kleiner Schatz auf einem Brett in Einsiedeln standen. Auch der gewaltigen Library of Congress in Washington liegt eine Privatbibliothek zu Grunde, jene von Thomas Jefferson, dem dritten Präsidenten der USA. Sie bestand allerdings aus mehr als einem Bücherbrett, nämlich aus 6487 Bänden.

Ein frühes und prachtvolles Beispiel für die mäzenatische Öffnung einer privaten Sammlung gibt der Römer Lucullus ab. Wir kennen ihn meistens nur noch als grossen Feinschmecker. Er war aber auch ein Warlord und Heerführer, vom Glück gesegnet noch in den riskantesten Schlächtereien am Rande des Weltreichs. Die immensen Schätze, die er heimbrachte, verwendete er für ein persönliches Genusssystem, wie es selbst in Rom noch nie gesehen worden war. Plutarch hat es detailliert geschildert, nicht ohne scharfe Worte über so gigantischen Luxus. Sein Zorn löst sich jedoch auf, sobald er auf die lukullische Bibliothek zu sprechen kommt. Er schreibt:

Die Einrichtung seiner Bibliothek verdient hingegen Lob und Ruhm, denn er sammelte kostbare Manuskripte in grosser Zahl, und der Gebrauch, dem er sie zuführte, war noch grossartiger als der Erwerb. Seine Bibliothek blieb nämlich immer offen, die Gänge und Lesesäle frei zugänglich für alle Griechen, welche denn auch entzückt von ihren übrigen Beschäftigungen abliessen und dorthin eilten wie zum Wohnsitz der Musen. Da wandelten sie dann auf und ab und unterhielten sich miteinander. Er selbst verbrachte dort viele seiner Stunden, disputierte auf den Wandelgängen mit den Gelehrten und gab Ratschläge an die Politiker, die darum nachsuchten. So wurde sein Haus ein eigentliches Heim und etwas wie ein griechisches Prytaneum für jene, die Rom besuchten. Er war allen Arten der Philosophie zugetan und erwies sich durchweg als belesener Kenner.

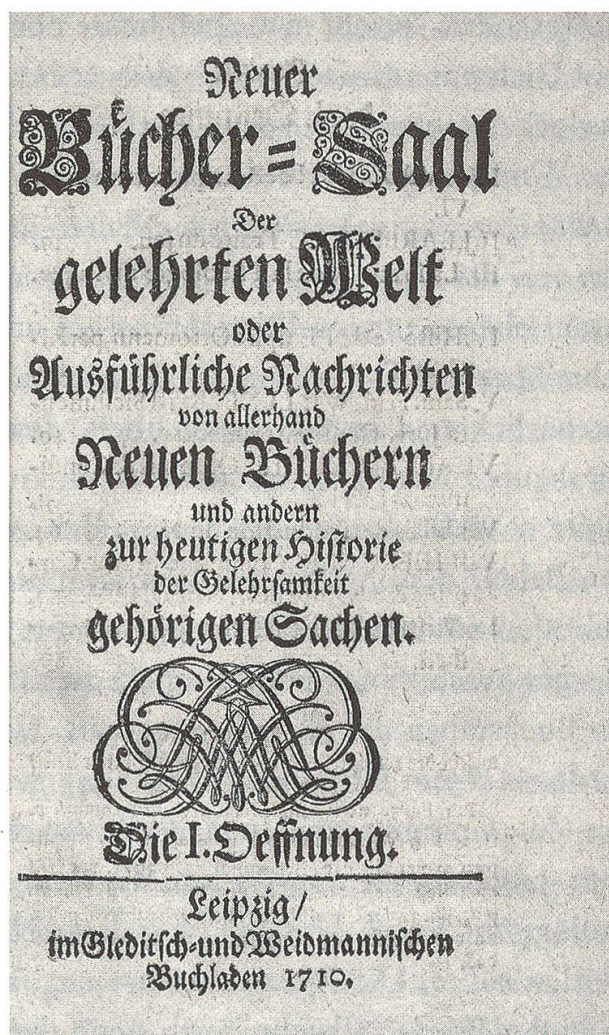
Dass Lucullus sein Haus vor allem den Griechen öffnete, hängt damit zusammen, dass die philosophisch-wissenschaftlichen Texte von Rang eben griechisch waren, was die vielen griechischen Intellektuellen in Rom anziehen musste. Plutarch stellt das als ganz selbstverständlich hin. Die Römer machten ja den Griechen gegenüber keinen Anspruch auf die Leitkultur. Ihnen genügte die politische Herrschaft, die geistige überliessen sie Athen. Lucullus aber, dem wir bekanntlich auch die Kirschen verdanken, unseren alljährlichen Sommergenuss, er verdient es, dass wir seiner nicht nur um dieser Früchte willen gedenken, sondern auch als eines Prototyps der Biblio-



“Godofred. Guilielmus Leibnitz”, Frontispiz des von Johann Gottlieb Krause herausgegebenen *Neuer Bücher=Saal der gelehrten Welt ... und andern zur heutigen Historie der Gelehrsamkeit gehörigen Sachen*, Leipzig 1710

thekskultur und der Wissenschaftsförderung durch privates Kapital. Wir sollten nur nicht genauer nachfragen, wo er sein Geld her hatte. Auch dieses Problem gibt es ja heute noch. Bertolt Brecht hat über ihn ein Hörspiel geschrieben, “Das Verhör des Lukullus”. Da werden ihm zwar die Kirschen als Verdienst angerechnet, wegen seiner blutigen Kriegszüge muss er aber dann doch in die Hölle fahren. Von der Bibliothek sagt Brecht nichts. Seine Kapitalismus- und Militarismuskritik wäre ihm sonst vielleicht nicht so sauber aufgegangen.

Erst dreissig Jahre nach Lucullus’ Tod wurde in Rom die erste staatliche Bibliothek gegründet, durch keinen Geringern als Augustus, die Bibliotheca Apollinis Palatini auf dem Palatin, angrenzend an den Apollo-Tempel, – wie sich Bibliotheksgründungen überhaupt stets gern an einen Tempel anschlossen. Ursprünglich fielen ja Tempel und Bibliothek überhaupt zusammen.



Titelblatt,
Neuer Bücher=Saal der gelehrten Welt ...,
Leipzig 1710

Die kulturgeschichtlich ältesten Sammlungen schriftlicher Zeugnisse waren die in Tempeln gelagerten altbabylonischen Tontäfelchen. Dass die Zürcher Zentralbibliothek sich an die Predigerkirche schmiegt, gehört also in eine erlauchte Tradition. Der Weg vom Mythos zum Logos, vom Glauben zur Wissenschaft, kann offenbar von den beiden Systemen der Welterklärung durchaus in nachbarschaftlicher Brüderlichkeit zurückgelegt werden. Das beweist auch die monumentale Bibliothekskultur der mittelalterlichen und barocken Klöster.

Ovid, der Zeitgenosse, sagt von der Bibliothek des Kaisers Augustus auf dem Palatin, dort liege für die Leser alles bereit, was der gelehrte Geist der alten und modernen Autoren je hervorgebracht habe. Alles. Diese Kategorie ist wichtig. Der Wille zur Totalität steckt nämlich als geheimer Wahn, als eine Art angeborener Besessenheit im Wesen der Bibliothek. Der legendä-

ren Bibliothek von Alexandria spricht man auch heute noch die Totalität des antiken Wissens und Dichtens zu; sie hält sich deswegen in unserer Erinnerung. Es ist eben verlockend, eine im Grunde mythische Vorstellung als verwirklicht zu denken. Und wenn berichtet wird, dass von dieser Bibliothek von Alexandria ein einziger originaler Papyrus erhalten geblieben sei, zeugt auch dieses Gerücht von der Magie, welche das Phantasiebild eines absoluten Ganzen und seiner ebenso totalen Vernichtung auf uns ausübt. Deshalb sind auch die Berichte über den Untergang der Bibliothek von Alexandria so zahlreich, so abenteuerlich und so widersprüchlich, dass die historischen Fakten dahinter überhaupt nicht mehr erkennbar sind.

Es war, wer wüsste es nicht, Jorge Luis Borges, der in seiner Erzählung "Die Bibliothek von Babel" den mythischen Wunschtraum der Menschheit von der totalen Bibliothek sowohl beim Wort genommen als auch ad absurdum geführt hat. Borges beschreibt eine Bibliothek, die sämtliche möglichen Kombinationen der Buchstaben des Alphabets enthält. Die kaum zehn Seiten lange Story wurde zu einem Jahrhunderttext. 1941 geschrieben, am unmittelbaren Beginn des Computerzeitalters also, von dem Borges noch nichts wissen konnte, beschwor sie eine Vision, die wenige Jahrzehnte später durch die technologische Entwicklung in ungeahnte Nähen der Verwirklichung geführt werden sollte. Die Menschheit träumt ja in der Literatur, was sie eines Tages in der Praxis vollzieht. Auch wenn die absolute Totalität alles Geschriebenen ein Phantom bleibt, wirkt sich der Stachel, der hinter dem Gedanken steckt – der Trieb nämlich, die Allwissenheit der Götter zu gewinnen – in der Zivilisationsgeschichte des 21. Jahrhunderts auf atemraubende Weise aus. Der Prothesengott, als welchen Sigmund Freud den Menschen charakterisiert hat, weil er sich mittels angeschnallter und zugeschalteter Apparate einer Eigenschaften der Götter nach der andern zu bemächtigen wisse, dieser Prothesengott ist heute auf dem Weg, sich die Bibliothek von Alexandria des 21. Jahrhunderts auf den privaten Bildschirm zu holen.

Auch im Bereich der Bibliothekskultur zeigen sich Analogien zwischen der ersten globalisierten Welt, dem römischen Reich, und der zweiten, der unsrigen. Diese Analogien sind vielfältiger und hintergründiger als etwa die geläufigen Vorwürfe an die USA, sie versuchten, den römischen Imperialismus aufzuwärmen. Nichts falle dem Menschen schwerer als der Verzicht auf eine einmal erlebte Lust, sagt Sigmund Freud. Nichts fällt der Menschheit schwerer, können wir ergänzen, als auf einmal erlebte Triumphe zu verzichten. Zu diesen Triumphen gehört die Stiftung einer Bibliothek durch den politisch Mächtigen. Wir erleben da in unserer Zeit eine erstaunliche Wie-

derkehr des Gleichen. Alle römischen Kaiser nach Augustus gründeten eine Bibliothek. Heute tun dies alle amerikanischen Präsidenten und gelegentlich auch ein französischer. Was die alten wie die neuen Cäsaren bewegt, ist aber nicht einfach ihre Eitelkeit. Das Phänomen gründet tiefer, es gründet in der geheimen Kränkung der Macht durch den Geist. Das Wort ist dauerhafter als Stein und Eisen. Der brüchige Papyrus und das vergängliche Papier, dessen Herstellung die Araber einst ihren chinesischen Kriegsgefangenen abguckten, ermöglichten einen Triumph des Geistes über die Zeit, der jeden Machthaber auf dem Gipfel seines Ruhms nervös machen muss. Heute bin ich der Grösste, aber was ist morgen? Die in Erz gegossenen Denkmäler stürzen eines Tages unter dem Gelächter des Volkes. Wie oft haben wir das in den letzten Jahrzehnten nicht erlebt! Nur das Wort ist von Dauer, obwohl es doch das flüchtigste Ereignis überhaupt ist. Deshalb versuchen die Mächtigen, auf das Trittbrett des unsterblichen Wortes aufzuspringen, und gründen eine Bibliothek.

Die Bibliothek und die Zeit. Hier liegen viele Hunde begraben und mancher Hase im Pfeffer. Bibliotheken sind Einrichtungen in der Zeit, gegen die Zeit und für die Zeit. Das Paradox ist konstitutiv. Gegen die Zeit operiert die Bibliothek in den Anstrengungen der Bewahrung. Hier will sie bremsen, zum Stillstand bringen, alle Vergänglichkeit in eine ruhende Gegenwart übersetzen. Für die Zeit operiert die Bibliothek als Triebwerk der Wissenschaft. Hier will sie beschleunigen, das Tempo der Forschung steigern. Sie sammelt das Wissen, um der Wissenschaft zu ermöglichen, es so rasch wie möglich wieder zu überwinden. In diesem Sinne arbeitet die Bibliothek auch gegen sich selbst. Das gehört zu ihrem Paradox. Sie will mit allen Kräften bewahren, was sie selbst mit allen Kräften um seine Geltung zu bringen hilft. Die Erkenntnisse der Wissenschaften kumulieren sich ja nicht wie eine rollende Schneekugel, sondern sie lösen einander ab. Jede neue Einsicht schlägt eine alte tot. Der Friedhof der wissenschaftlichen Wahrheiten ist ungeheuer. Seit Thomas S. Kuhn die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen untersucht hat, ist an diesem Prozess des Wahrheitsgewinns durch Wahrheitsvernichtung vieles deutlicher geworden, wenn auch seine Konsequenzen etwa für den Gesamtprozess der Zivilisation noch keineswegs wirklich durchdacht und in Hinblick auf die politische Praxis in Rechnung gestellt worden sind. Noch immer ist die Vorstellung vom Prozess der Zivilisation als einer linearen Entwicklung, die in Parallele zu einer ebenso linearen und kumulativen Entwicklung der Wissenschaften verlaufe, weit verbreitet. Ein allgemein akzeptiertes Gegenmodell existiert nicht. Die Wissenschaften

selbst, die im Vollzug ihrer Forschung stecken, müssen das gar nicht wissen und brauchen sich darum auch nicht zu kümmern. Sie gehen vom Forschungsstand aus und haben diesen zu überwinden, auf dass er selber wieder überwunden werde.

Für die Bibliotheken aber ist das Verhältnis der Wissenschaften zur Zeit ein abgründiges Problem. Im Vollzug ihrer Forschung sind die Wissenschaften auf die Zukunft ausgerichtet wie die Rennläufer auf die Zielgerade. Sie brauchen, ja sie verbrauchen die Bibliotheken in der oft unmenschlichen Geschwindigkeit der Forschungsprozesse. Dass sie selbst eine Vergangenheit haben, beschäftigt die Wissenschaften in der Regel so wenig wie den Rennläufer auf der Zielgeraden seine eigene ferne Kindheit. Das spart man sich auf für besinnliche Momente und Feierstunden; es ist ein sympathischer Luxus. Für die Bibliothek aber, die den Wissenschaften immerzu den Brennstoff der Informationen über den Forschungsstand, über die neusten gewonnenen und die neusten gestorbenen Erkenntnisse liefern muss, für die Bibliothek gibt es keine toten Wahrheiten. Sie muss, gemäss dem erwähnten Paradox, bewahren, was sie überwinden hilft. Wenn sie sich nur nach dem Zukunftsbegriff der aktuellen Wissenschaft ausrichtet, wird sie zwar zur nützlichen Handlangerin, vergeht sich aber gegen ihre Pflicht, auch in andern Formen der Zeit zu denken und ihnen gemäss zu handeln. Die Wissenschaft im aktuellen Vollzug muss über das, was Thomas S. Kuhn den Paradigmawechsel genannt hat, hinwegsehen. Denn wenn sie innerhalb eines Projektes dessen Axiome anzweifelt, wird sie arbeitsunfähig. Die Bibliothek aber muss mit einer Zukunft rechnen, in der das Unvorhergesehene passiert und eine einzige neue Erkenntnis ganze Tempelstädte gesicherter Wahrheiten zum Einsturz bringt. Dann kann auch in der immensen Menge des Gesammelten und Aufbewahrten plötzlich alles anders aussehen; Texte, die über Jahre hin dagelegen haben wie Mumien, verwandeln sich auf einen Schlag in Ereignisse von explosiver Aktualität. Es geschieht also um der Zukunft willen, wenn sich die Bibliothek dem Vergangenen hingibt.

Umgekehrt aber fördert sie die Eroberungen der Zukunft auch um der Vergangenheit willen. Wir können die verschiedenen Wissenschaften, alle Sparten der Natur- und Geistes- und Sozialwissenschaften, näher bestimmen nach ihrem je andern, je spezifischen Verhältnis zur Zeit, zu Vergangenheit und Zukunft, und zur Geschwindigkeit der zeitlichen Prozesse. Diese Verhältnisse der Fakultäten zur Zeit sind miteinander nicht kompatibel, so wie ja auch die Wahrheiten, zu denen die verschiedenen Fakultäten vorstossen, miteinander nicht kompatibel sind. Das ist das grosse Tabu. Für

die Bibliothek aber ist alles gültig und von Wert, unabhängig von den Fragen der Aktualität. Es darf für sie keine toten Bücher geben. Das hat natürlich einmal mehr einen absurden Einschlag. Irgendwo regt sich auch da wieder das abgründige Phantasma einer Bibliothek von Babel. Jener Satz, den Jesus über das Töchterlein des Jairus sagt, muss der Bibliothekar für jedes seiner Bücher gelten lassen, und wenn es im abgelegensten Keller lagert: „Non mortua est sed dormit.“ – „Sie ist nicht tot, sie schläft nur.“ Es gibt kein Buch aus der ganzen Menschheitsgeschichte, das nicht plötzlich die Augen aufschlagen könnte und uns anblicken wie ein Geschöpf unserer Tage.

Daher wird der Bibliothekar so freudig zum Bruder des Sisyphos und kämpft unverdrossen gegen die Vergänglichkeit aller Dinge. Er sammelt, er bewahrt und sucht das Verschwinden der Schrift zu verhindern, sucht den physischen Zerfall der Datenträger aufzuhalten. Jeder neue Träger von Schrift, der in der Zivilisationsgeschichte entwickelt wird, schafft neue Probleme der Bewahrung. Ob die elektronischen Daten längerfristig das Buch retten oder aber das Buch die elektronischen Daten, wissen wir noch nicht so genau. Groteskerweise haben sich die ältesten Datenträger der Menschheit als die bisher dauerhaftesten erwiesen, die altbabylonischen Tontäfelchen nämlich mit ihrer Keilschrift. Aus den aufgestapelten Kisten voll solcher Täfelchen in den Kellern des British Museum tauchte vor 140 Jahren unerwartet die älteste Dichtung der Menschheit ans Licht, das Gilgamesch-Epos. Seither finden die Wissenschaftler in jenen Kisten, aber auch im Wüstensand des gequälten Irak, jedes Jahr ein paar neue Verse dieses gewaltigen Werks. Mit schildkrötenhafter Langsamkeit setzt es sich seither zusammen und entsteht nach Jahrtausenden wahrhaftig zum zweiten Mal als eine Geburt der Bibliotheken und Museen.

Die Bibliothek ist also nicht nur die oberste Dienerin der Wissenschaften, sie ist auch ihr Ärgernis. Denn was die Wissenschaften widerlegt und überwunden haben, bewahrt die Bibliothek weiterhin auf, und was die Wissenschaften im Moment als triumphalen Erfolg feiern, betrachtet die Bibliothek heute schon als historisches Dokument. So steht sie immer in der Zeit und ausserhalb derselben. Sie partizipiert am reissenden Prozess des Kommens und Vergehens und schwebt doch auch darüber wie ein meditierender Mönch. Man könnte die Bibliothek tatsächlich als eine Art verkörperter Meditation über die Zeit und die Geschichte bezeichnen. In Scharen strömen die Menschen täglich zu ihr, um dort reglos zu verstummen. Darauf beruht auch die genuine Verwandtschaft der Bibliothek mit dem Tempel, der eben-



Titelblatt, aus: Michael Denis, Die Merkwürdigkeiten der k. k. garellischen öffentl. Bibliothek am Theresiano, Wien 1780

falls ein Ort der Begegnung mit dem ist, was ausser aller Zeit liegt und diese doch trägt. Dass die Bibliothek diese Verwandtschaft gerne in ihrem Äußern zeigt, dass sie ihre innerste Beschaffenheit oft architektonisch spektakulär inszeniert, hat seinen guten Sinn. Wenn der Reading Room der Library of Congress in Washington, im Jefferson Building, an das römische Pantheon gemahnt, ist das nicht Hybris oder Prahlerei, sondern ein wohlüberlegtes Zeichen. Es führt jenen Traum von der Totalität dramatisch vor Augen. Die modernen Neubauten der Bibliothèque Nationale in Paris und der British Library in London könnten damit in Vergleich gebracht werden, nicht zu-

letzt auch in Hinsicht auf ihre symbolischen und rituellen Elemente. Dass es der Zentralbibliothek Zürich beim jüngsten Umbau nicht gestattet wurde, stolz und selbstbewusst in die Höhe zu bauen, über die gute alte Predigerkirche hinaus, und so einen Akzent ins Stadtbild zu setzen, der ihrer Bedeutung entsprochen hätte, habe ich sehr bedauert. Wahrscheinlich würden heute auch die beiden Kuppeln von Universität und ETH, die das Stadtbild so sehr prägen wie die zwei Münster am Fluss, nicht mehr zugelassen oder einem heiligen Sparprogramm geopfert.

Republiken, die keine feudale Vergangenheit mit Schlössern und Palästen, grossartigen Fassaden und Treppenhäuser besitzen, haben oft Schwierigkeiten mit der Repräsentation nach aussen. Das gilt vom Architektonischen wie von andern Zeichensystemen in Politik und Bildung. Das akademische Leben ist heute semiotisch verarmt. Dass die Rektoren der beiden Zürcher Hochschulen bei feierlichen Gelegenheiten eine goldene Kette umlegen, erscheint fast als eine byzantinische Ausschweifung. Bei aller Sympathie für Nüchternheit und Funktionalität glaube ich aber, dass eine entschiedenere öffentliche Sichtbarkeit, eine deutlichere optische Inszenierung der akademischen Welt und des akademischen Lebens nützlich wäre. Die Kommunikation zwischen der Gesellschaft und ihren Universitäten ist schlechter, als sie sein müsste. Wenn die wissenschaftlichen Bibliotheken im Stadtbild verschwinden, statt es zu prägen, wirkt sich das auch auf das Bewusstsein aus, das in der Bevölkerung von diesen Bibliotheken vorhanden ist. Und wenn es in der Bevölkerung kein angemessenes Bewusstsein vom Wesen und der Bedeutung der grossen Bibliotheken gibt, nimmt auch das Sensorium für die Vergangenheit und die Zukunft ab, für unser aller Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte, Geschichte nicht nur als das erstarrte Einst, sondern als ein Element unserer persönlichen und kollektiven Existenz. Seit die Kirchen ihre gemeinschaftsbildende und damit auch städtebaulich prägende Funktion verloren haben, droht die Architektur, über die man sich mit dem eigenen Gemeinwesen identifiziert, in den Bereich der Fussballstadien abzuwandern. Das müsste nicht so sein und sollte nicht so sein.

Meine Damen und Herren, ich bin Literaturwissenschaftler, also auch Historiker. Ich könnte eine Hochschule nicht kurzerhand als "Zukunftsmaschine" und mich selbst als ihren Teil bezeichnen. Diese Metapher ist mir in jüngster Zeit mehrfach begegnet. Die Hochschule als "Zukunftsmaschine", das ist gewiss prägnant und spricht mit einem Wort aus, was sonst nur mühsam umschrieben werden könnte. Dennoch: *Omnis comparatio claudicat*,

sagten die Römer, jeder Vergleich hinkt. Auch der Vergleich der Universität mit einer Zukunftsmaschine, so begründet und effektiv er sein mag und so nützlich für die Öffentlichkeitsarbeit, unterschlägt in seiner triumphalen Geste einen wesentlichen Punkt. Er unterschlägt, dass wir im gleichen Masse wie Zukunftsmaschinen auch Vergangenheitsmaschinen brauchen. Denn wer das Gedächtnis verliert, ist geistig tot. Er kann auch keine Zukunft mehr schaffen. Die Erschaffung von Zukunft setzt den Besitz von Vergangenheit voraus. So wenig die Zukunft feststeht und zwingend eintritt aufgrund von kausalen Gesetzen, denen wir ausgeliefert sind, so wenig steht die Vergangenheit als gegebene Summe von Informationen fest. Jede Epoche schafft die Vergangenheit neu, von der aus sie sich selbst erkennt und ihre Zukunft entwirft. Die grossen Neuerungen in der Geschichte, die sozialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Revolutionen, wie oft standen sie unter der Parole: Zurück zu...! *Ad fontes!* *Back to the roots!* Zukunft und Vergangenheit stehen miteinander in einem geisterhaften Stoffwechsel. In der Politik, in den Künsten, in den Wissenschaften fällt mit jeder neuen Epoche auch ein neues Licht auf die Vergangenheit. Oft muss diese wiedergewonnen werden wie ein unbekanntes Land. Dann erwachen die schlummernden Bücher. Was ich das konstitutive Paradox der Bibliothek in ihrem Verhältnis zur Zeit genannt habe, hängt damit zusammen. Die Bibliothek muss das aufbewahren, worin sich eines Tages eine neue Zeit erkennt, muss es aufbewahren, ohne wissen zu können, was das ist und wo in ihren Lagern und Gestellen die schlafenden Hunde liegen.

Ich habe zu Beginn von der kleinen Bibliothek des Bildhauers Stiller geredet, der nicht mehr Stiller sein will und auf seine alten Bücher blickt wie auf eine abgelegte Schlangenhaut. Eine Person spiegelt sich darin, die ihm fremd ist. Die Sammlung, könnte man sagen, wird zum Inbegriff einer toten Vergangenheit, die in der veränderten Gegenwart ihren Sinn verloren hat. Bei genauerem Zusehen aber zeigen sich uns in diesem abgestossenen Bücherkorpus einzelne Elemente, die wir erst jetzt als Impulse der Verwandlung erkennen. Die Zukunft war in ihnen angelegt, dem Besitzer nicht erkennbar. Indem Stiller das nun sieht, gewinnt er zu der Person, die er war, wie auch zu der Person, die er jetzt ist, eine festere Position. Er gibt das nicht zu. Er erklärt die Bibliothek zum Sammelsurium. Aber gleichzeitig listet er den Bücherbestand in einem einzigen seitenlangen Satz auf, einem rhythmisch durchgestalteten, von Ironie und Andeutungen funkelnden Sprachgebilde. In der Diffamierung zum Sammelsurium ohne Aussagewert steckt die Ablehnung der Vergangenheit; in der ästhetischen Formung aber

und in den plötzlich aufleuchtenden Einzelheiten erscheint das Vergangene als Fundament der Gegenwart. Wenig später wird Stiller, in der wildesten Szene des Romans, alle seine einst geschaffenen Bildhauerarbeiten zerstören, zu Boden schmettern, zum Fenster hinaus in den Hof donnern lassen. Mit diesem Akt der Vernichtung gibt er wortlos zu verstehen, wer er ist, jener verschollene Bildhauer nämlich, aber ein inzwischen Verwandelte, dem das Recht zusteht, die Überreste seines alten Lebens zu beseitigen. Auch hier also waltet die Verzahnung von Vergangenheit und Zukunft. Im Akt der Zerstörung wird das Alte erstmals wirklich anerkannt. Die Verneinung ist der Griff zurück, der die Zukunft ermöglicht.

Meine Damen und Herren, ich habe meine Überlegungen zur Bibliothek auf dem Spannungsverhältnis zwischen ihrer privatesten und ihrer öffentlichsten Gestalt aufgebaut, zwischen dem Bücherbrett des einsamen Lesers und den Kathedralen der Wissenschaft. Das sollte andeuten, dass auch die Wissenschaften, welche die Kenntnis der Menschheit von sich selbst und vom Weltganzen in einem universalen Projekt immerzu erweitern, sich nicht erst in dieser Universalität erfüllen, sondern schon in jeder kleinen Erleuchtung und Verwandlung, die sie in dem einzelnen namenlosen Mitglied dieser Menschheit ermöglichen.

Vortrag am Symposium "Information Management in Science and Technology", 27./28. Januar 2005 an der ETH Zürich, erstmals erschienen unter dem Titel "Die Zukunft wohnt in der Vergangenheit. Von der paradoxen Aufgabe der Bibliothek im wissenschaftlichen und kulturellen Prozess", in: ETH-Bibliothek (Hg.), *Blättern & Browsen – 150 Jahre ETH-Bibliothek*, Zürich 2005.

PIERRES ANTIQUES GRAVÉES,

SUR LESQUELLES LES GRAVEURS ONT MIS LEURS NOMS.

Dessinées & Gravées en Cuivre sur les Originaux
ou d'après les Empreintes,

P A R

BERNARD PICART.

T I R É E S

Des Principaux Cabinets de l'Europe,
Expliquées par

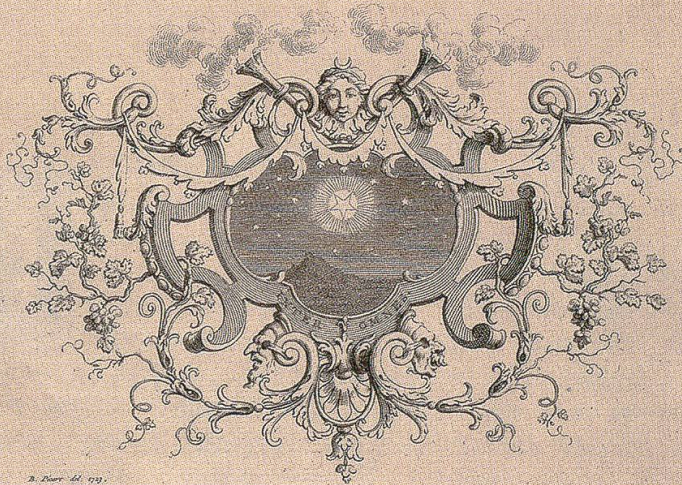
M. PHILIPPE DE STOSCH,

Conseiller de S. M. le Roi de Pologne, Electeur de Saxe,

Dédiées à Sa M. Imp. & Cath.

C H A R L E S V I

*Et Traduites en François par M. de LIMIERS, de l'Academie
de Bologne.*



B. Picart del. 1724.

A A M S T E R D A M,

Chez BERNARD PICART, le ROMAIN, Graveur & Marchand
d'Estampes, sur le Cingel a l'Etoile.

M, DCC. XXIV,

TAFEL I

Pierres Antiques Gravées, ... Dessinées & Gravées en Cuivre ...,
par Bernard Picart, ..., expliquées par M. Ph. Stosch,
Amsterdam 1724, Titelblatt



TAFEL II

“Bernard Picart Le Romain ...”, aus: *Impostures Innocentes, ou Recueil d’Estampes ...*,
Amsterdam: (chez la veuve de Bernard Picart) 1734, Selbstportrait



LE TRIOMPHE DE LA PEINTURE .

La Ville de Rome, assise sur son Trône, élève la PEINTURE, soutenue par trois Femmes, qui sont La Paix, l'Abondance & l'Urbanité, reconnaisables par leurs Attributs.

La Renommée publie son Triomphe, & l'Immortalité la couronne. L'Ignorance, l'Envie, la Superstition, la Guerre, &c; l'attaquent de tous côtés. Sur le devant, on voit le Temps, qui dévore & détruit les Tableaux, Dessins, Bustes, Statués, &c; & les MSS. sur la Peinture. Mnemosine lui en arrache quelques uns, dont on voit les Noms en Grec, ou en Latin, comme Philostrate, Plin, &c.

Dans l'autre Coin, deux petits Génies sont occupés, l'un à tenir un Tableau de quelqu'un de ces grands Maîtres, & l'autre à lui en donner l'explication. Dans l'éloignement, on voit quelques uns de ces Edifices, qui nous ont conservé quelques restes des ouvrages des anciens Peintres & Sculpteurs.

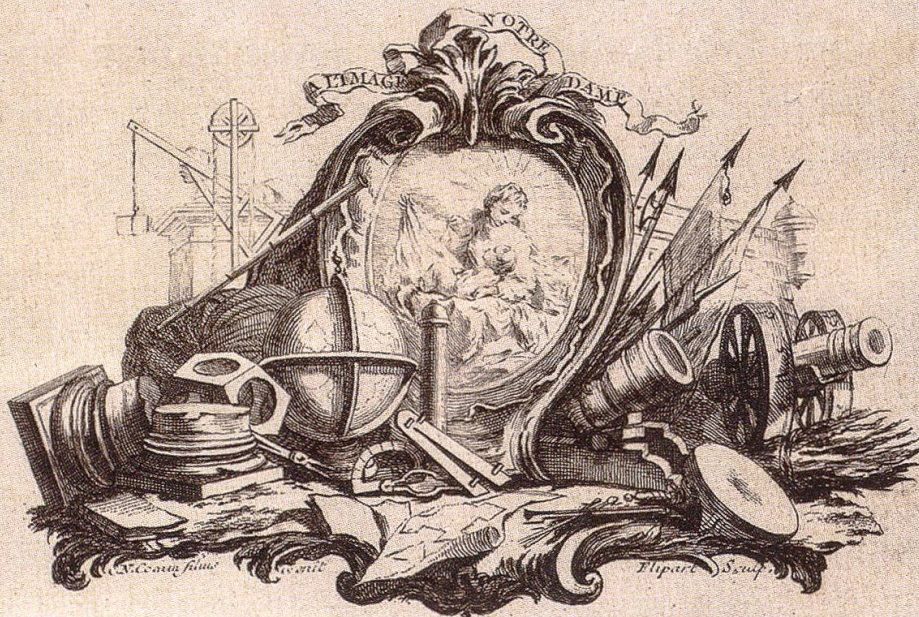
TAFEL III

“Le Triomphe de la Peinture”, aus: *Histoire de La Peinture Ancienne ...*,
London 1725, Frontispiz

THÉORIE DE LA FIGURE HUMAINE, CONSIDÉRÉE DANS SES PRINCIPES, SOIT EN REPOS OU EN MOUVEMENT.

Ouvrage traduit du latin de PIERRE-PAUL RUBENS, avec
XLIV Planches gravées par *Pierre Aveline*, d'après les
dessains de ce célèbre Artiste.

*Quæ compositio membrorum, quæ conformatio lineamentorum, quæ figura, quæ species, humanâ
potest esse pulchrior? Omnium animantium formam vincit hominis figura. Cicero, de
naturâ Deorum, lib. I.*



A PARIS, RUE DAUPHINE,
Chez CHARLES - ANTOINE JOMBERT, Pere, Libraire
de l'Artillerie & du Génie.

M. DCC. LXXIII.
AVEC APPROBATION ET PRIVILEGE DU ROI.

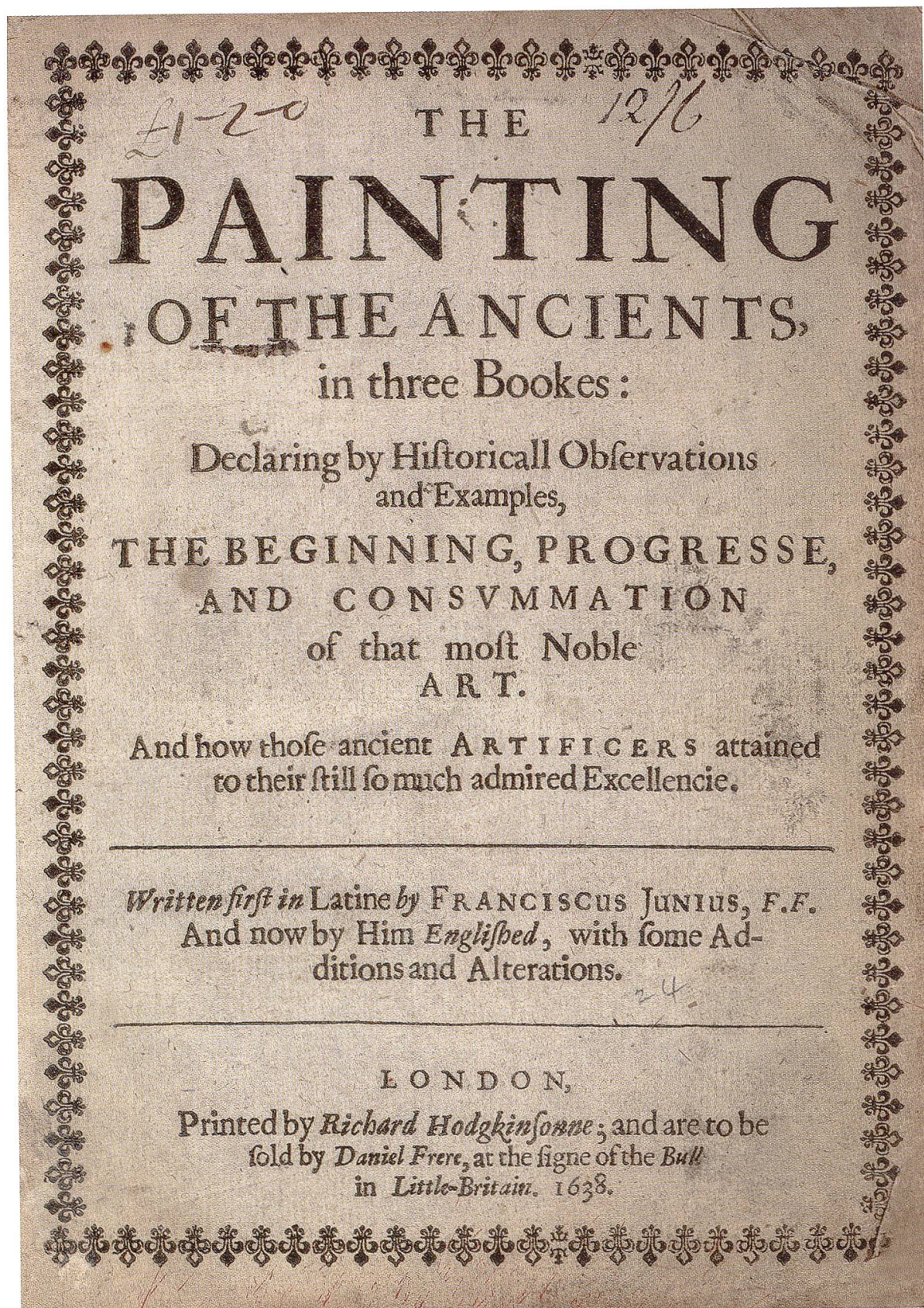
TAFEL IV

Théorie De La Figure Humaine ...,
... Ouvrage traduit du latin de Pierre-Paul Rubens, ...,
Paris 1773, Titelblatt



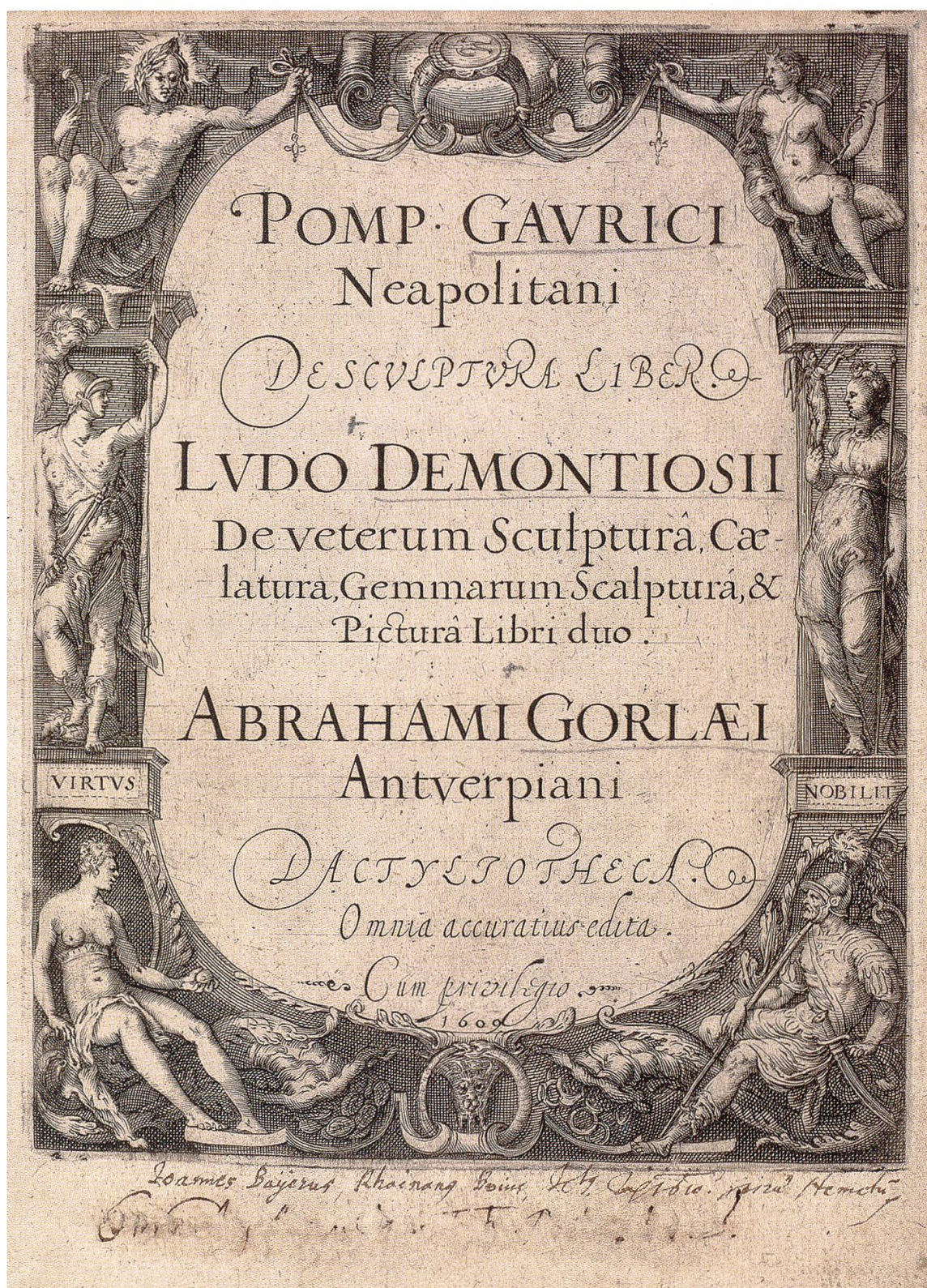
TAFEL V

M. Vitruvius Pollio, De Architectura Libri Decem,
Amsterdam 1649,
Frontispiz



TAFEL VI

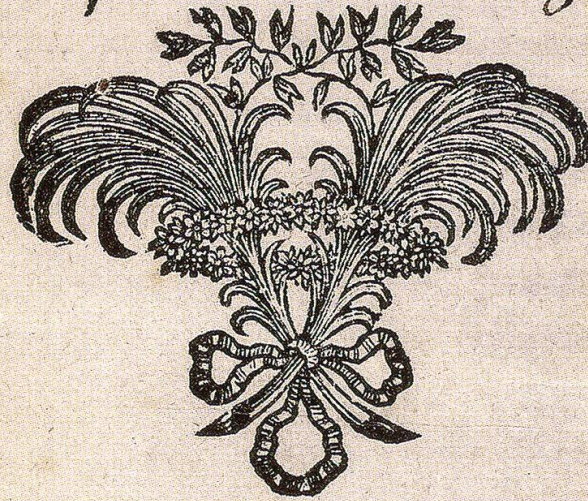
Franciscus Junius, The Painting Of The Ancients, in three Bookes ...,
 London 1638, Titelblatt



TAFEL VII

Pomp. Gaurici Neapolitani De Sculptura Liber. Ludo Demontiosii
De veterum Sculptura, Caelatura, ..., Abrahami Gorlaei Antverpiani Dactyliotheca.,
Antwerpen 1609, Titelblatt

ESSAI
SUR
L'ARCHITECTURE.
par le pere Laugier jesuite



A PARIS,
Chez DUCHESNE, rue S. Jacques, au
Temple du Goût.

M. D C C. L I I I.

Avec Approbation & Privilege du Roy

TAFEL VIII

[Marc-Antoine Laugier], *Essai Sur L'Architecture*,
Paris 1753, Titelblatt

ESSAI SUR *L'ARCHITECTURE.*

NOUVELLE EDITION,

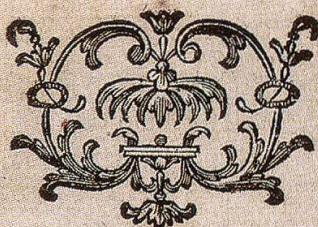
Revue, corrigée, & augmentée ;

A V E C

UN DICTIONNAIRE DES TERMES,

Et des Planches qui en facilitent l'explication.

Par le **P. LAUGIER**, de la Compagnie de Jesus.



A P A R I S,

Chez P. THEOPHILE BARROIS le jeune,
Quai des Augustins.

M. D. CC. LV.

Avec Approbation & Privilège du Roi.

TAFEL IX

Marc-Antoine Laugier, Essai Sur L'Architecture,
Paris: Duchesne (überklebt durch P. Theophile Barrois) 1755, Titelblatt



TAFEL X

Frontispiz zu: Marc-Antoine Laugier, Essai Sur L'Architecture,
Paris: Duchesne 1755

ESSAI SUR L'ARCHITECTURE.

NOUVELLE EDITION,

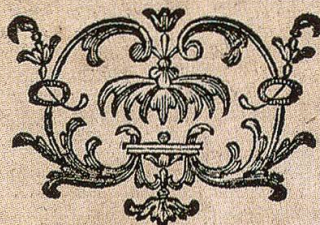
Revue, corrigée, & augmentée ;

A V E C

UN DICTIONNAIRE DES TERMES,

Et des Planches qui en facilitent l'explication.

Par le **P. LAUGIER**, de la Compagnie de Jesus;



A P A R I S,

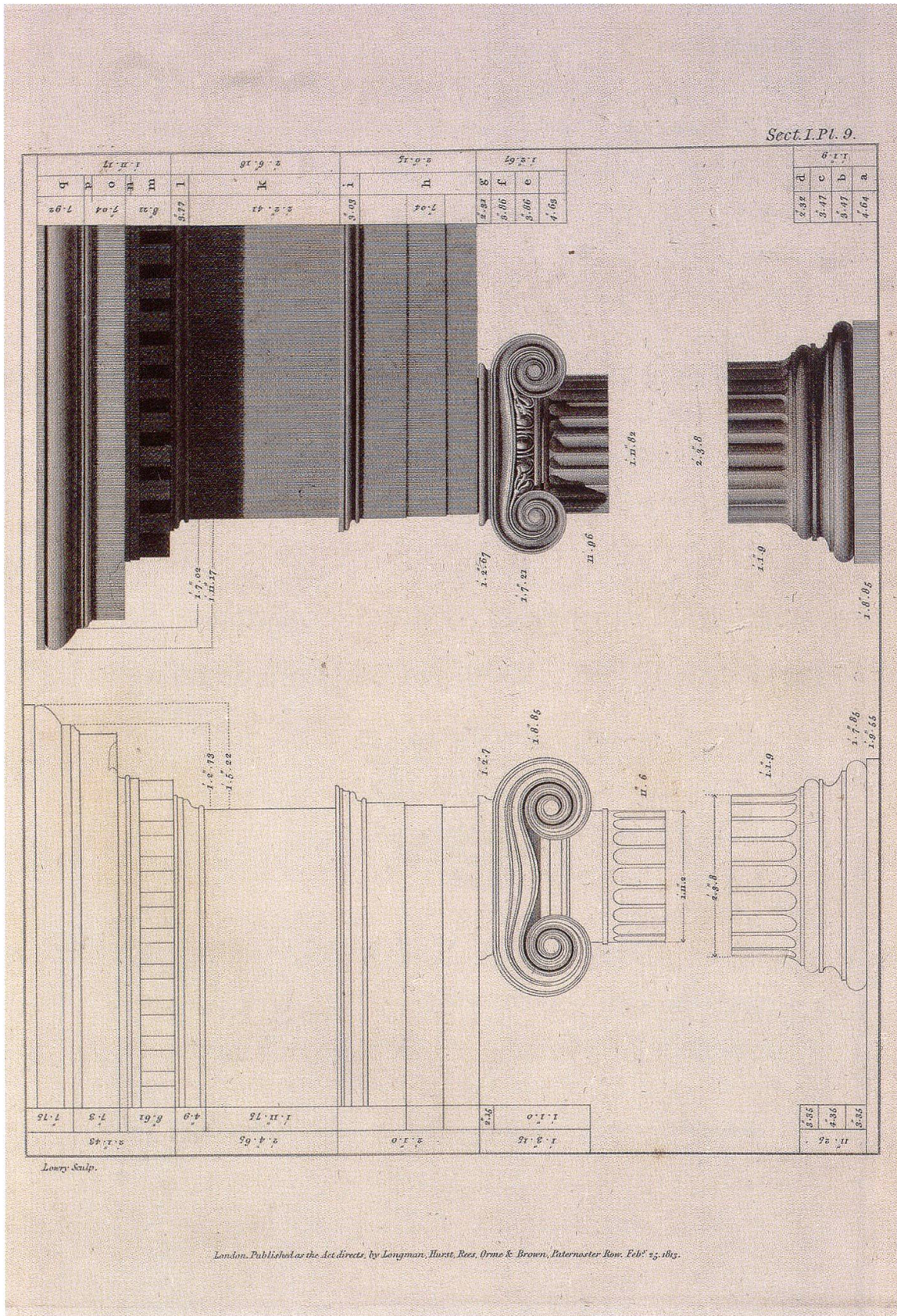
Chez **DUCHESNE**, Libraire, rue S. Jacques,
au-dessous de la Fontaine S. Benoît, au Temple
du Goût.

M. D. C C. L V.

*Avec Approbation & Privilège du Roi,
à la requeste de l'auteur.*

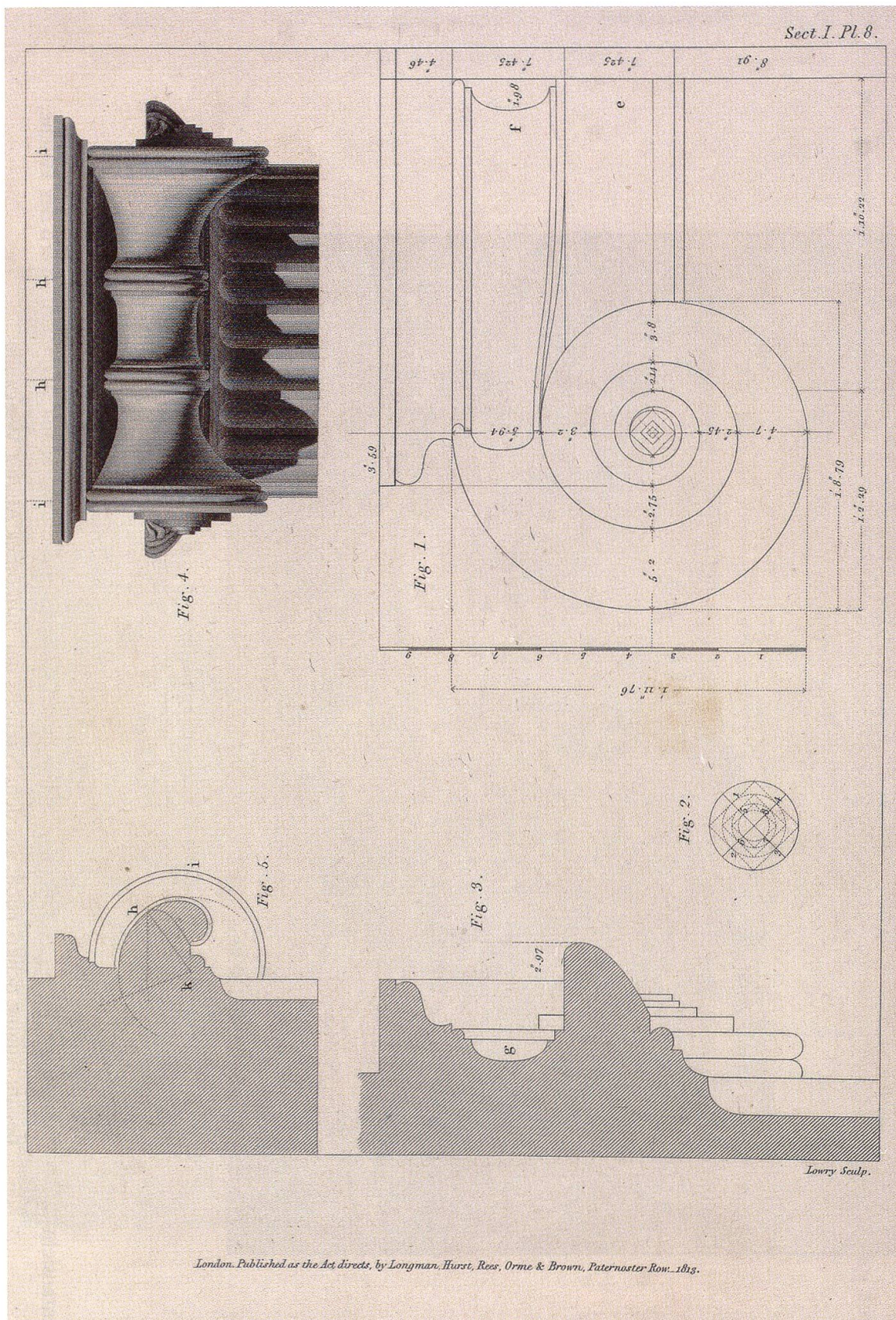
TAFEL XI

Marc-Antoine Laugier, Essai Sur L'Architecture,
Paris: Duchesne 1755, Titelblatt



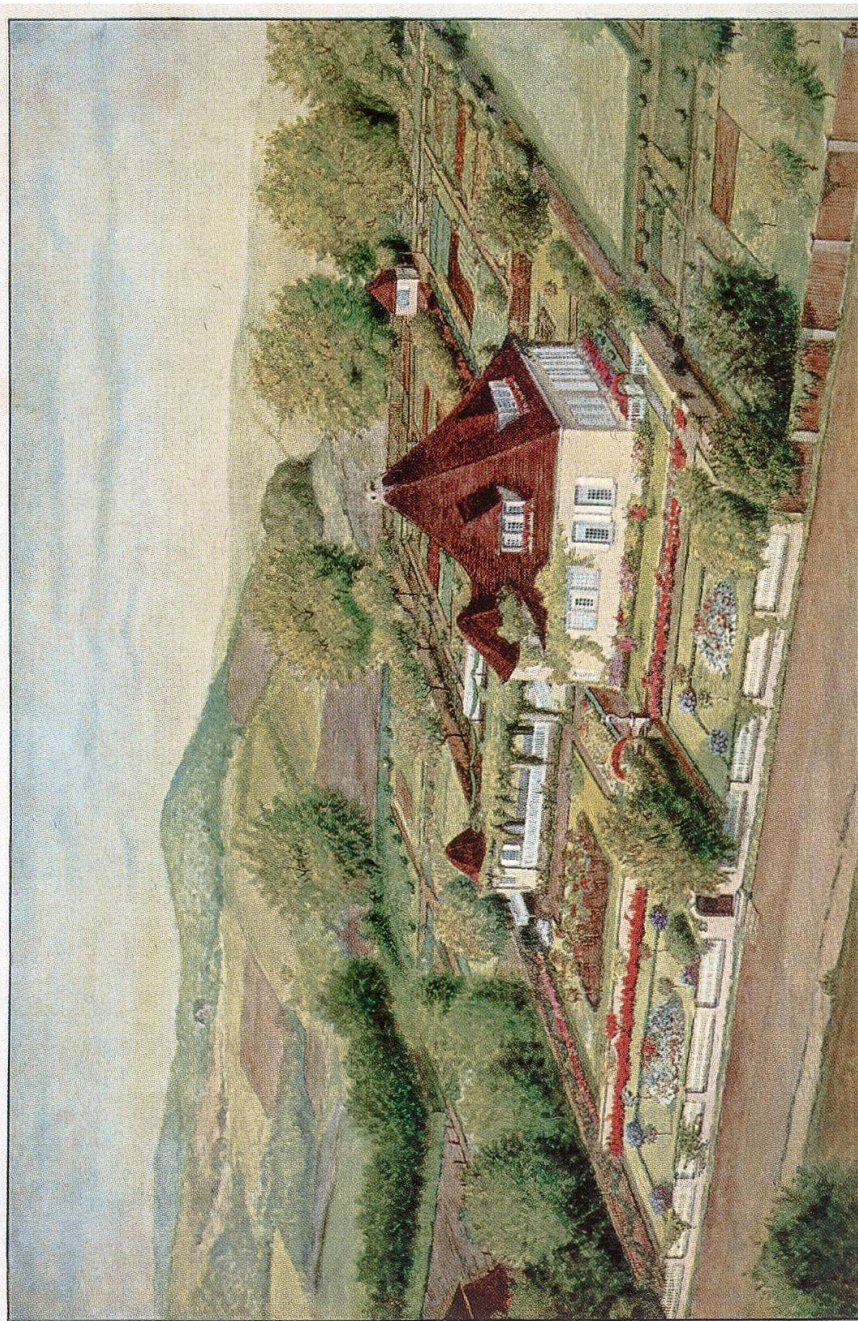
TAFEL XII

“This plate exhibits parallel between the Ionic of Vitruvius and the order
of the columns of the Erectheum”,
in: William Wilkins, The Civil Architecture of Vitruvius, London 1812, plate 9



TAFEL XIII

“The volute at large described from the different centres”, in: William Wilkins,
 The Civil Architecture of Vitruvius,
 London 1812, plate 8



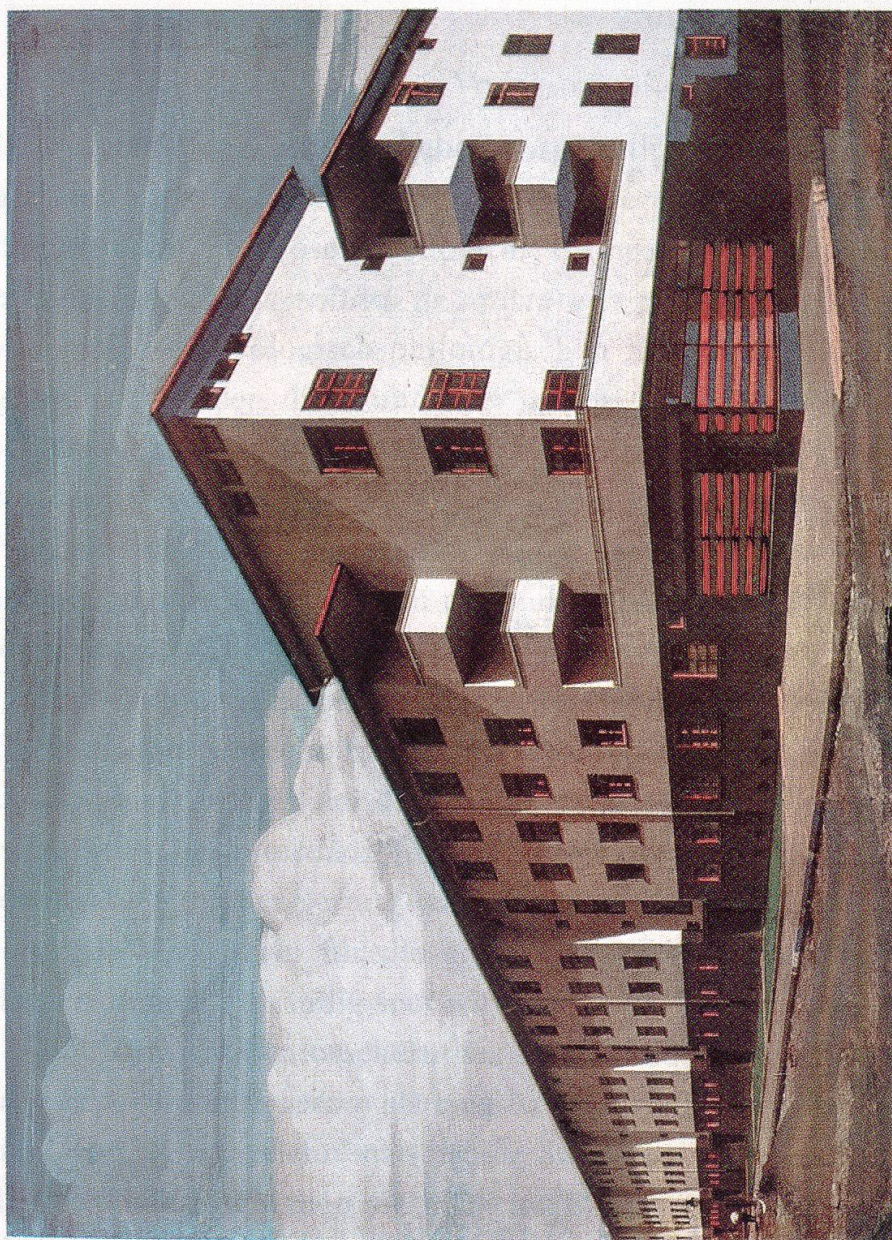
Garten im Neandertal bei Düsseldorf.

Von Josef Lepelmann.

Gesamtansicht.

TAFEL XIV

“Gesamtansicht” eines Gartens von Josef Lepelmann, in: Hausgärten. Skizzen und Entwürfe aus dem Wettbewerb der Woche, Berlin: August Scherl 1908, aus dem Nachlass der Bibliothek August Wiegands



Siedlung Kalkerfeld, Mehrfamilienhausgruppe Dortmunderstraße (Gemeinnützige A.-G. für Wohnungsbau) Arch.: Riphahn und Grod
Köln a. Rh.

TAFEL xv

“Siedlung Kalkerfeld” in Köln am Rhein der Architekten Riphahn und Grod, in: Albert Gut, Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkriege, München 1928, aus dem Nachlass der Bibliothek August Wiegands

